

Aphorismen über Predigten und Prediger.¹⁾

Von Prälat Dr. Franz Settinger, Universitätsprofessor in Würzburg.

II. Warum ist der Unterricht in der Homiletik nicht selten ohne Frucht?

Die Thatsache steht fest, daß der Unterricht in der geistlichen Beredsamkeit nicht immer von einem guten Erfolge begleitet ist; denn würde er immer gute Prediger bilden, dann wären längst die Anklagen verstummt, welche zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gründen gegen den Vortrag der Homiletik an Schulen erhoben worden sind. Woher nun dieses?

Man hat in neuerer Zeit, besonders seit der Bewegung des Jahres 1848, als man auf allen Gebieten radical vorging, den Grund der geringen Wirksamkeit des Unterrichtes in der Homiletik sowohl sowie unserer gesammten Predigerthätigkeit in der veralteten und falschen Methode gesucht, welche man bis dahin allgemein befolgt hatte; verschiedene Schriften erschienen katholischerseits als Versuche, eine „Homiletik der Neuzeit“ anzubahnen. Unsere Predigten, hieß es, waren viel zu trocken, in immer herkömmlichem, todttem Schematismus eingezwängt, ohne Leben, ohne Frische, nicht concret, nicht packend und in's Leben des Volkes eingreifend. „Zeitgemäß predigen“ ward nun die Losung, und Verschiedene machten sich daran, Antwort zu geben auf die Frage: Was heißt zeitgemäß predigen?

Es kann nicht geläugnet werden, daß manche gute und fruchtbare Gedanken in diesen Schriften ausgesprochen worden sind; jedenfalls haben sie den Predigern und Lehrern der Homiletik Anlaß gegeben zu ernster Selbstbetrachtung, und sie genöthigt, die Bilanz zu ziehen zwischen Soll und Haben. An einen radicalen Umsturz auf dem Gebiete des Predigtwesens, wie dieß manche protestantische Homileten in Deutschland und Nordamerika, ein R. Stier, Palmer, W. Beecher anstrebten, haben die Besseren unter jenen Männern nicht von ferne gedacht. Vertiefung wollten sie gegenüber vielfacher Verflachung, Leben und Wahrheit gegenüber den bloßen Gedächtnißpredigten; Befruchtung mit den großen Ideen des Glaubens gegenüber einem geistlosen moralisirenden Pedantismus wollten sie, nicht Neues verlangten sie vom Prediger, wohl aber das Göttliche, Ewige und darum Alte und zugleich ewig Neue in neuer Form und Weise.

¹⁾ Vgl. Quartalschrift Jahrg. 1883, Heft IV. S. 749.

Doch gerade dieß Letztere war nicht ohne Gefahr. Zwar führen alle Wege nach Rom; manche aber sind auch Umwege, große, ermüdende Umwege und es gibt auch — Irrwege.

So war denn die Forderung einer Erneuerung unseres gesammten Predigtwesens, zumal für jüngere Prediger, geradezu verlockend. Sie vergessen so leicht den bewährten Spruch: Nil sine magno Vita labore dedit mortalibus, sie glaubten, auf eine leichtere, mühelosere Weise ihr Ziel erreichen zu können, ohne gründliches Studium der hl. Schrift, ohne eingehende Beschäftigung mit der Dogmatik, ohne aufmerksame und fortgesetzte Lesung der hl. Väter, ohne nähere Kenntniß des kirchlichen Alterthumes und Vertrautheit mit der Geschichte der christlichen Religion und Kirche, ohne sich zu versenken in die Wahrheiten des Glaubens und das Leben unseres Herrn durch tägliche Meditation und Gebet, ohne Ernst und Sammlung und Einker in sich selbst. Ohnehin ist Vielen, namentlich den Befähigteren aus der Jugend, nicht selten ein großes Selbstgefühl eigen; eine gewisse Leichtigkeit des Ausdrucks, Geläufigkeit der Zunge, Lebhaftigkeit der Bewegung, was sie gewissermaßen von Natur aus schon mitbringen, genügt ihnen, um als vollkommene Redner zu gelten. In ihrer Unerfahrenheit wissen sie eben noch gar nicht, was Alles dazu gehört, und

Homine imperito nunquam quicquam injustius,

Qui, nisi quod ipse facit, nihil rectum putat.

So schien es denn Manchem so leicht, die Zuhörer zu gewinnen und zu fesseln dadurch, daß man die brennenden Fragen der Politik auf die Kanzel brachte. Da konnte man auch verwenden, was von leichter Zeitungslecture im Gedächtnisse zurückgeblieben war, und sich sogar in den Ruf eines besonders eifrigen und hoch kirchlichgesinnten Mannes bringen, indem man fort und fort gegen Liberalismus und Freimaurerei donnerte. So ist es denn auch mancherorts geschehen. Das war nun Alles neu; bisher hatte man nur von den Glaubenswahrheiten, von Gebet, Selbstverläugnung, Mäßigkeit, Nächstenliebe, von Christus und seinen Heiligen gehört. Jetzt gab es statt dessen sonn- und festtäglich Philippiken gegen die politischen Feinde — waren es auch nur die Anhänger der Gegenpartei bei der Wahl eines Bürgermeisters im Städtchen — mit ziemlich deutlichem Hinweis auf die damit gemeinten Personen, manchmal auch mit keineswegs

mißverständlichem Seitenblick auf diese oder jene Amtsperson, die, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, sich bei dem Prediger mißliebig gemacht hatte. Anfänglich gefiel solche Predigtweise der allzeit zu Spott und Schadenfreude geneigten Menge; es geht eben ein demokratischer Zug durch unsere Zeit, und auch der jüngere Clerus ist in manchen seiner Glieder nicht ganz frei davon; worin die Ursachen hiefür liegen, habe ich hier nicht zu untersuchen. So gab sich denn auf der Kanzel leicht das Wort, das bei der nach solcher Richtung hin geneigten Menge einen guten Ort fand.

Wir läugnen nicht, daß der Prediger manchmal nicht ohne Schmerz Mißstände auch bei obrigkeitlichen Personen wahrnehmen muß, bezüglich ihrer religiösen Haltung, ihres Lebenswandels, bösen Beispiels u. s. f. Ob aber die Kanzel der Ort ist, solchen Unzukömmlichkeiten Remedur zu schaffen, ist sehr fraglich.

Welches waren nun die Früchte einer solchen Erneuerung des Predigtwesens?

Jene, welche von dem Wort des Predigers sich getroffen fühlten, ob mit Recht oder Unrecht, hielten sich von nun an der Kirche fern; aber auch die Anderen wurden des steten Politisirens müde, nachdem einmal der Reiz der Neuheit vorüber war; die Frauen gingen ohnehin leer aus. Der rechtschaffene, gottesfürchtige Katholik verlangt wenigstens in der Kirche einen stillen Ort zu finden, wohin der Lärm des Tages, der Streit der Parteien nicht dringt, und seine Seele, vom Irdischen auf eine Stunde gelöst, dem himmlischen ganz sich hingeben darf. Solche Erinnerungen an das Gezänk der Politik und den Hader der Nationalitäten klingen ihm an heiliger Stätte wie ein Mißton; ja, es ist geradezu ein Mißbrauch der Kanzel, wenn der Prediger, wie man es hie und da hören konnte, zur Bestätigung oder Widerlegung einer Meinung sich auf die Stimmen von Zeitungen beruft.

Dazu kam dann noch, in Deutschland wenigstens, der bekannte Kanzelparagraph, und nicht selten nahte sich nun dem unbesonnenen „Prediger der Neuzeit“ der Arm der Gerechtigkeit in Gestalt des Staatsanwalts, welcher dagegen den Prediger im Geiste seiner Kirche, der die christliche Klugheit mit seinem Eifer verbindet, keineswegs hindert, Alles zu sagen, was zu sagen ist.

Aber auch ohne solche Erfahrungen hätte man doch von vorn-

herein wissen sollen, daß ein Jeder, der in die Arena politischer Kämpfe herabsteigt, selten ohne Wunden zurückkehrt.

Anderer dagegen suchten andere Wege auf. Mit Beginn der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts hatte A. Stolz in seinen Kalendern einen Ton angeschlagen, der in ganz Deutschland und darüber hinaus lauten Wiederhall fand. Wenige Volksschriftsteller haben es verstanden, so mächtig die Saiten im deutschen und besonders süddeutschen Gemüthe zu berühren, wie er. — Der vielschreibende Berthold Auerbach (er hieß eigentlich Baruch Auerbacher), der noch kurz vor seinem Tode dem Stiftspropst zu München eine Dankagung zusandte, wegen dessen Schutzrede für die Juden, wurde zu gleicher Zeit wegen seiner Dorfgeschichten hoch gepriesen; aber die unnatürliche, gemachte Naivität seiner Gestalten konnte nur verbildete, patchouliduftende Frauen, blaustrümpfige Jüdinnen und süßliche Salonhelden anziehen, die dem Volke fernstehen und es nie gekannt haben. Nach Stolz' Vorgange wurde nun in kurzer Zeit der Büchermarkt wahrhaft überschwemmt mit Kalendern und Volksschriften. Nichts schien eben leichter, als „für das liebe Volk“ und recht populär zu schreiben. Man braucht ja nur statt „nicht“ „nit“, statt „nein“ „ne“, statt der „Arzt“ der „Docter“ u. s. f. zu setzen und recht viele „Wastl“, „Hiesel“, „Pepi“ und „Benzi“ auftreten zu lassen, dann ist für Popularität unübertrefflich gesorgt.

Leider aber „schläft zuweilen“ jeder Schriftsteller, und wäre er selbst Vater Homer. Dieß hindert nun zwar nicht, daß wir uns an ihm erfreuen; aber seine Fehler brauchen wir nicht nachzuahmen, ohne deswegen ein Boilus zu werden. Das haben aber gerade die Nachahmer A. Stolz' gethan; es ist ihnen dabei gegangen wie den Schülern Michel Angelo's; die Größe seiner Conception, seinen Geist, seine geniale Kraft haben sie nicht nachgeahmt und konnten es auch nicht; seine Fehler aber, die in der Spätrenaissance in's Rococo ausarteten, haben sie nicht bloß nachgeahmt, sondern noch überboten. Die nun glücklich beseitigten „Eselsohren“ des Bernini am Pantheon zu Rom sind die bezeichnendste Signatur eines solchen Gebahrens. Stolz konnte manches sich erlauben; wiewohl, fänden sich so manche Verbehrungen nicht in seinen Schriften, diese auch in jene Kreise gedrungen wären, welche ebendarum ihm verschlossen blieben. Uebrigens sind es Misttöne, so werden sie übertönt durch den Wohlklang der

Sprache, vergessen wir sie über den herrlichen Natur- und Seelengemälden, die er uns vorführt, stören sie uns weniger durch die großen Gedanken, die er ausspricht, die starken Gefühle, die er in uns anregt. Alles dieses aber fehlt bei seinen unglücklichen Nachahmern, welche das Geheimniß eines anziehenden Volksbuches in der Gemeinheit des Ausdruckes und bäuerischen Rohheit des Stiles suchen, was den platten, alltäglichen Gedanken einen besonderen Reiz verleihen soll.

Doch das Alles könnte man noch dulden, wiewohl der Volkschriftsteller nur deswegen sich zum Volke herablassen soll, um es zu sich emporzuziehen und zu veredeln, nicht aber, um durch sein Beispiel das Gemeine gut zu heißen. Aber man ist noch weiter gegangen; man glaubte, auch auf der Kanzel in ähnlichem Tone sich ergehen zu dürfen, wiewohl gerade Stolz wiederholt erklärt hatte, sollten seine Schriften wohl als unterhaltende und belehrende Lesung dem Volke dienen, nicht aber Muster für den Predigtvortrag sein. Auch ist es ein nichtiger Vorwand, mit dem man ein solches Gebahren zu rechtfertigen sucht, indem man sagt, Alles, was natürlich ist, könne man auch ungeschämt aussprechen, ja, sich sogar etwas darauf zu Gute thut, daß man die Dinge ohne Prüderie nenne, wie ihr eigentlicher Name und ihr Wesen ist. Dagegen hat schon Cicero, wie bereits früher bemerkt worden ist, erklärt, es sei naturgemäß, daß des Menschen Wort das auch nicht ausspreche, was er, gleichfalls von der Natur geleitet, sorgfältig vor Anderen verbirgt. Die Wirkung dieser falschen Predigerpopularität war darum auch nichts weniger als von Segen begleitet; Predigt und Prediger verlieren alle Autorität, wenn einmal ein vorlauter, mundfertiger Bauer zu sagen sich erlaubt: „So kann ich es auch.“

Da haben denn wieder Andere in anderer, neuer Weise es versucht, neu zwar nicht an sich, aber doch für unser Jahrhundert, um ihrer Aufgabe, anziehend und fesselnd zu predigen, gerecht zu werden. Abraham a sancta Clara gilt als Typus dieser Manier; wer seine Schriften auch nur oberflächlich gelesen hat, muß tief bedauern, daß so viel Geist, Wissen und Scharfsinn durch eine falsche Geschmacksrührung wahrhaft vergeudet wurde; denn niemand wird doch wohl im Ernste behaupten wollen, daß seine Witze, seine Wortspiele, seine Gegensätze, seine zum Theile trivialen Vergleichen und

Bilder sehr erbaulich auf die Zuhörer gewirkt haben. Es sei fern von mir, darum den sittlichen Ernst dieses Mannes antasten zu wollen, wenngleich das, wie man versichert, wohlgetroffene Bildniß desselben im ehemaligen Augustiner- (jetzt Dominicaner-)kloster zu Graz, den Habit abgerechnet, eher den Ausdruck eines spitzfindigen Advocaten als den eines innigen und sinnigen Ordensmannes trägt. Auch läßt sich seine Verirrung einigermaßen entschuldigen, durch die trostlosen, literarischen Zustände und die in Folge der langen Kriege eingerissene Noth seiner Zeit, die auch an Fürstenhöfen herrschte, wo man die Hofnarren nicht entbehren konnte; haben ja doch auch so manche uns ungenießbare Scurrilitäten Shakespeare's hierin ihren Grund. Aber es ist und bleibt nun einmal seine Predigtweise eine große und nicht genug beklagenswerthe Verirrung.

Dennoch hat man in neuester Zeit der Versuchung zu ähnlichem Mißbrauche der Kanzel nicht nur nicht widerstanden, sondern hie und da sogar, allerdings in der Sprache und mit den Rücksichten, die man dem Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts schuldet, eine solche Art zu predigen für besonders zweckmäßig und anregend gehalten. Es ist ganz richtig, ein witziger Erzähler findet immer aufmerksame Zuhörer, und der, welcher durch einen gelungenen Witz einmal lächerlich geworden ist, ist verloren. Aber die Frage sollte man sich doch zuerst vor Allem stellen, ob Witz und Ironie zu den Mitteln gehören, durch welche das Reich Gottes aufgebaut wird. In den Evangelien lesen wir, daß unser Heiland getrauert und geweint hat, und daß er selig gepriesen die Weinenden; aber weder Himmel noch Erde, nicht Engel noch Menschen sahen ihn lachen. Das sollte doch für uns Prediger ein hinlänglich verständlicher Fingerzeig sein.

Freilich spricht man sich nicht in der saloppen Weise eines Abraham aus, solches dürfte man denn doch den Zuhörern nicht mehr bieten — vielmehr in einer mehr eleganten Form, wie sie namentlich den Franzosen eigen ist. Es waren auch zum Theil französisch gebildete oder von französischem Einflusse berührte Priester, welche namentlich bei den sogenannten Conferenzreden, Exercitienvorträgen u. s. f. hie und da wirklich geistreich sich des Witzes bedienten, um gewisse Einwendungen zurückzuweisen und eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen. Wer erinnert sich nicht des Ver-

gleiches, welchen der selige P. Roh vorbrachte zwischen der Kauferei unter Bauern und dem aristokratischen Duell, wobei der ganze Unterschied nur darin bestehe, daß bei letzterem die Klinge einen Fuß länger ist; oder wenn er den Pantheismus dadurch lächerlich machte, daß nach diesem Systeme Alles Gott ist, „der Herr Professor auf dem Catheder und die Elster auf dem Ast.“

Wenn nun junge Prediger sich auf derartige Vorbilder berufen, so vergessen sie vollständig den alten Satz: Quod licet Jovi, non licet bovi. Sie vergessen, daß solche Vorträge außerordentlicher Art sind, wobei der Prediger gewissermaßen nicht im Heiligthum stehend zu den Gläubigen spricht (ὁμιλία), sondern unter dem Portal der Kirche, und die Zweifler, Indifferenten und Ungläubigen zum Eintritte einladet (κήρυγμα). Zum Zweiten sollten sie bedenken, daß, was einem hochangesehenen und gefeierten Redner zusteht, seinem Temperament, seiner Rationalität, seiner ganzen Art zu denken und zu sein entspricht, eben darum sich keineswegs für jeden Anderen schickt. Sind ja doch solche Arten von Vorträgen nur vorübergehende Lehrweisen, die für das Predigtamt der geordneten Pfarrseelsorge nicht in Allem unbedingt maßgebend sein können. Wer dieß nicht beachtet, den könnte einmal eine Bemerkung treffen, die mir bei einem solchen Mißbrauch der Kanzel zu Ohren kam: „Ein Hanswurst im Chorrock.“

Manche treibt nämlich ihr Naturell immerfort zur Uebung ihres Witzes, auch zur Unzeit und am unrichtigen Orte. Es gilt von ihnen, was der Dichter sagt:

dummodo risum

Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico.

An sich schon verräth in der Regel ein solcher Gang zu Witzereien einen bedenklichen Mangel an Ernst, dagegen eine nicht geringe Dosis von Eitelkeit und selbstgefälligem Wesen, weßwegen solche Witzjäger uns nachgerade lästig und widerlich werden. Höchstens geht es auch hier, wie mit so manchen anderen Dingen; vielleicht liebt man den Spaß, aber den Spaßmacher selbst findet man doch nicht sehr geachtet.

Dem französischen Temperament mag es entsprechen, in einer Viertelstunde zu lachen und zu weinen, wie denn das französische Volk, was schon Cäsar fand, sehr Vieles von der Natur eines

Weibes an sich hat, mit seiner Schwachhaftigkeit, Eitelkeit, seinem Hängen am Scheine, seiner Sucht nach Neuem und seiner stets wechselnden Gesinnung. Der Deutsche verträgt dieß nicht; die Kirche ist ihm ein heiliger Ort, und das Wort Gottes zu hehr, als daß er dabei lachen könnte; es ist ihm viel zu ernst mit seiner Andacht, als daß er sich darin durch eine Posse möchte stören lassen. Uebrigens findet sich bei den großen Predigern und in der besten Zeit der französischen Kirche, bei Bossuet, der an so etwas gar nicht denken läßt, bei dem frommen Fenelon, bei Massillon, dem gelehrten, ernstern Bourdaloue, selbst bei dem Missionär und Volksredner Brydaine keine Spur von einem Haschen nach Wiß; auch die großen Redner der Neuzeit, die ich in Paris und anderswo zu hören Gelegenheit hatte, Lacordaire, Ravignan, der von der Commune erschossene Duguerry, Dupanloup waren völlig frei hievon, wiewohl Wiß und Ironie die von den Franzosen am meisten gefürchtete Waffe sind, die tödtlicher trifft als der schärfste Dolch. Darum hat Voltaire so verheerend gewirkt, mehr als die Philosophie Spinoza's oder der Unglaube D'Alemberts. Immer waren diese Männer in ihren Reden groß, würdig, erhaben, eingedenk, daß sie an Christi Stelle stehen; nur bei den *Dii minorum gentium* fand ich hie und da einen Anlauf zu einem *bon mot*.

Doch das führt zu einer letzten Bemerkung. Wiß, Spott, Ironie sind eine furchtbare Waffe; die Wunde, die diese schlägt, heilt nie mehr. Gerade das Gegentheil aber soll das apostolische Wort wirken; ein zweischneidiges Schwert, das hindurch dringt durch Mark und Gebein, das Wunden schlägt, aber auch heilt. Die Wahrheit ist eine Arznei, bitter den Lippen, aber wohlthätig dem Leibe, die beruhigend, erquickend, nährend und stärkend wirkt. Wiß und Spott dagegen sind ein Gift, das fort und fort am Herzen frißt, weil sie den Menschen an seiner empfindlichsten Seite treffen, der sich dagegen empört, der nur voll Erbitterung daran zurück denkt. Für ein Wort in Liebe — und würde es auch hart und schwer empfunden — wird der Zuhörer dir danken; die Pfeilspitze des Wizes dagegen, die du gegen ihn geschleudert hast, bleibt in der Wunde zurück, die immerfort eitert. Das „Geheimniß der Versöhnung“ haben wir im Predigtamte zu verwalten, Allen sind wir Schuldner, um Alle für Christus zu gewinnen, nicht, um

Recht zu haben und den Gegnern gegenüber Recht zu behalten. „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken;“ dieses Wort des Herrn sollte über jeder Kanzel, in jedem Predigerherzen geschrieben stehen; an ihm haben wir eine Richtschnur und einen Prüfstein für all' unser Thun. „Er hat das Christenthum liebenswürdig gemacht“, sagte ein großer Mann von einem großen Redner, Fenelon. Möchte das von uns Allen mit Recht gesagt werden können.

So haben denn die drei neuen Wege, welche manche Prediger der Neuzeit eingeschlagen haben, als Irrwege sich erwiesen; auf ihnen gelangen wir sicher nicht zu einer Erneuerung des Predigtamtes. Und wenn die Lehrer der Homiletik nicht auf sie hingedeutet, manche aus ihnen vielmehr oft und nachdrücklich davor gewarnt haben, so wollen wir ihnen darum recht dankbar sein. So kehrt denn die Frage wieder: Warum ist der Unterricht in der Homiletik nicht selten ohne Frucht?

Ich habe oftmals und lange über dieses „Warum“ nachgedacht und auch mit langjährigen, vielerfahrenen Lehrern der geistlichen Beredsamkeit öfters Unterredung hierüber gepflogen. Vielleicht irre ich nicht, wenn ich drei Ursachen namhaft mache, welche die Antwort geben sollen. Der geringe Erfolg liegt darin, daß dieser Unterricht häufig ertheilt wird nicht in der rechten Weise, nicht von dem rechten Manne, nicht zur rechten Zeit.

Dieß soll in einer künftigen Besprechung näher erörtert werden.

Die Theologie des heil. Justinus des Martyr's.

Eine dogmengegeschichtliche Studie von Prof. Dr. Sprinzl in Prag.

Unter den alten Zeugen des katholischen Glaubens nimmt der heil. Justinus, der Philosoph, eine besonders hervorragende Stelle ein. Steht er ja doch unter allen Kirchenvätern der Zeit nach den unmittelbaren Schülern der Apostel am nächsten. Dieser „bewunderungswürdige Mann“, wie das römische Martyrologium am 13. April, seinem Gedächtnistage, von ihm sagt, „der nach wackerer Vertheidigung unseres Glaubens unter den Kaisern M. Antonius, Verus und Luc. Aurelius Commodus als Lohn seiner treuen Zunge die Gnade des Martyrthums erlangt hat“. Auch hat Justin, der selbst mit aller Sorgfalt sich in den verschiedenen Schulen der alten heidnischen Philosophie umgesehen hatte, zuerst den streng wissenschaftlichen Kampf für die christliche Wahrheit auf-